

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 229

Dienstag, den 12. Oktober

1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Kochmann.

30. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Sie sind Gustfs Freund, und ich weiß, wie treu Sie sind. Sie werden sich mit uns freuen!“ Und wieder stieg ihr ein rosiges Schimmer in die Wangen hinauf.

Franz küßte ihr die Hand.

„Ich hab's geglaubt“, sagte er in niedergeratener Bewegung, „und bin jetzt glücklich darüber.“ Er gewann es nicht über sich, einen förmlichen Glückwunsch auszusprechen.

Dann saßen sie beieinander, und Franz mußte von sich und seinen Schicksalen erzählen. Das war allen ein willkommene Ablenkung, und das Gespräch wurde lebhaft geführt. Gustf erzählte auch das Erlebnis mit d'Annunzio, und dabei kam ihm wieder zum Bewußtsein, wie viel Ursache er hatte, auf den Freund stolz zu sein.

Die Maria war anrühlig erfreut.

„Das muß ich meinem Mann schreiben, das wird ihn freuen. Er schätzt Sie sehr und erwartet noch Großes von Ihnen.“

Und auch in Annalies Augen fand die helle Freude.

„Das ist fast Ihnen ein Sieg“, sagte sie froh. „Ihr Wert muß herrlich sein und ich möchte es gerne hören.“

Franz machte eine zustimmende Verbeugung. Eigentlich hatte er Einwendungen erheben wollen: Es werde sie vielleicht zu sehr anstrengen. Aber das unterdrückte er. Annalie brauchte nicht daran erinnert zu werden, daß sie schonungsbedürftig war, und er möchte sich auch nicht sieren.

Dann schüttelte Annalie.

„Wenn Du mir doch die Dede geben möchtest!“

Gustf sprang auf, aber er meinte, man solle doch lieber hineingehen. Dagegen wehrte sie sich wieder: „Nein, nein, es ist schon gut, wenn ich die Dede habe. Ich darf mich doch nicht verwahren.“

Und sie hielt tap' er, wenn auch mit Anstrengung aus, bis die Kühe mit der schnell verfallenden Sonne empfindlich zu nahen.

Als Franz und Gustf allein waren, meinte Franz: „Das werden ein paar schwere Wochen für Dich, mein armer Kerl.“

„Ja“, gestand Gustf bedrückt. „Aber es ist doch auch ein schmerzliches Glück dabei. Annalie ist so rührend lieb. Das Schwerte kommt wohl erst, wenn die schweren Wochen vorüber sein werden.“

„Du meinst, wenn...?“

Gustf nickte.

„Und daran zu denken, ist schrecklich. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie das dann sein wird und wie ich das Leben tragen werde.“

Schwer wurden die kommenden Wochen nur darum, weil die Gewißheit des Scheiterns wie ein Schatten darüber lag und für alle sichtbar blieb — für alle, nur nicht für Annalie. Sie litt gar nicht, und ihre Schwäche nahm zu. Das fühlte sie wohl, aber sie half sich auch darüber mit Hoffnungen fort. Sie hatte davon gehört, daß bei jeder Kur immer erst ein Rückschritt entsetze, ehe die dauernde Besserung komme, und so machte die Schwäche sie nicht unruhig. Die Tage waren ihr erfüllt mit sonnenhellen Glück, und die wachen Stunden der Nacht quälten sie nicht, weil sie nicht müde wurde, von frohen Zukunftstagen zu träumen.

Wach drei Wochen kletterten sich Ohnmachtsanfälle ein.

entrammt, ist eigenmächtig innerlich, zeigt schon die Wucht der Auflosung, wie wir sie jetzt langen an ihn lernen, zeigt das Besondere seiner Kunst. Er lebt in Mäandern, und die in Luft von der Wägenen Stimmung, schließt er in empfindlich gezeichneten Interieurs, schließt er ein Darstellendes, das Uffbesche Belohnung in empfindlichen Klammern vertritt. Schon hier einer der prächtigen in der pates.

Aber er geht auf der beschrittenen Bahn nicht weiter, das Genie sucht seinen eigenen Weg und findet ihn im „Entwurf“. Man erkennt aber die Lebendigkeit und den Fluß der Malweise, die über die Abklärung der Natur weitläufig weit hinausgeht. Das Bild ist gelöst aus der drängenden Empfindung für das fließende Wesen eines flimmernden, vor Sonne und Licht blendenen Sommertags, wie Kolbe ihn selbst hinter dem Keifen erlebt hat. Der Künstler eheint sein eigenes Kunstwerk als etwas Malerisches, es enthält etwas Metaphysisches, etwas, das über das hinausgeht, was er sich intellektuell vorgenommen hat.

Trotz äußeren Unglücks beginnt für ihn eine glückliche Zeit des Schaffens. Es entstehen jene vor Jahren prächtigen Quellen, leuchtenden Blumenarabesken. Wieder hätte der Künstler auf die, der Stufe stehen zu können — und nicht als einer der Schicksalsten, als einer der Besten vielmehr — er geht weiter, und nach 2 Jahren möchte seine große starke Kunst, die so groß war, daß Lichtsaß — Kolbes Propheet — ihr, der vorausgesetzten nicht mehr folgen konnte; darin liegt Trajikt.

Den Winter bringt der Künstler in Berlin, den Sommer in heimlichen Scheswig, und hier entsteht unter vorkleitenden, leicht anzuweisenen Fetezeichnungen — freien Visionen, die Ausdrucksstücken für religiöse Empfindungen sind — seiner Christuslauf, der der Mittelpunkt des Abendmahlsbildes werden soll. Nach Kornfelds Worten: „Ich will nichts mehr glauben, was ich sehe; nur in mich selbst will ich leben.“ schließt der Künstler. Keine Szenenabmalung wie bei Donarbo da Vinci, keine Charakteropferung wie bei Fritz von Uffbe, keine gefühlvolle Philosphie sind das Wesen seines Abendmahls; schwebende Drama! wuchtet in ihm. Dramatisiert sein, heißt nicht mit Gelten agieren. Deshalb sind die Wesen bei Kolbe ganz sparsam. Die Farbe ist ohne Ansprache auf Wirklichkeitsnäherung, entspricht Bedürfnissen, die über die Realität hinausgehen.

Das „Abendmahl“ ist die erste Welle, der ein Strom biblischer Vorbilder folgen soll: „Pfingsten“, erfüllt von der Bedrängtheit, dem Jagen der ohne Mittelpunkt harrenden Jünger, die gestreckte, „Reposition“, die Schwere anzunehmen, wirtschaftlich absehender, aber noch stärker in der Materie ist als die vorhergehenden, „Passi“, die Kläuber zu mir kommen, das ergreifende, was man je von der Darstellung dieses Mo des gesehen hat, mit dem blauen Christus, der sich einen farbenprächtigen Blumenstiel aus dem Rindern quincelt — und am Ende der Reihe, Christus zwischen Maria und Martha, die Höchstleistung, die sich in großen, breiten Brustformen, innerer Heiterkeit und einer Darstellung der seelischen Gedächtnisheit der Maria in ihrer wunderbar feinen Silhouette offenbart, wie sie einzig dastehet. Zu Teil der Entschlung sprach man in Bezug auf die Bilder von Blasphemie; das ist wurde Kolbe abgean. Und doch muß jeder, auch der nicht mitempfinden kann, fühlen, daß hier kein Epötker schließt, sondern ein Mensch mit fühlenden Herzen, ein Klünder, den es um die innerliche Auseinandersetzung mit den religiösen Ideen bitterer, heiliger Ernst ist.

Für den Künstler beginnt nun eine Zeit tieferer Produktion: eisdache Dyle, Aufmalereien. Die monetäre Niederlage der Stimmung Kolbes in der noblen Hofatmosphäre Hamburgs sind dramatische Studien in Reinhardts Künstlertheater, freigeschrieben nach den Gestalten der großen Dramatiker, schnell hingeworfene, farbige Aquarelle. Daraus entwickelt sich eine eigene Produktion nottollst freier, unbehörlicher Schöpfungen. Die Figuren gewinnen Animalität, hinter der wie hinter jedem Animalischen doch etwas Weißes steht. In jener Zeit entstehen die holländischen Schildderter, 2 Gestalten, die durch die Farbe eine ganz neue Schönheit bekommen, entsteht das phantastische Stillleben mit dem Totenkopf auf der Stange, wird ein groteskes Stilllebens lebendig in dem Gemälde „Männchen und Weibchen.“ das

die Menschliche der Eddelheit überaus vorauschicht. In demselben Jahre (1913) nimmt er die Zukunft vorweg in dem Gemälde „Krieg“, das ein vor dem Kriege geschaffenes Symbol des Krieges ist, das, wie Dürers Holzschchnitt und Cornelius' Composition Zeitschöpfungen sind, die Seele unserer Zeit aufschöpft: es ist das Bild von dem apokalyptischen Reitern gleichen Reitern, die über die Welken Erschlagener gopöpiere — in den Tod.

In letzten Jahre vor dem Kriege lebt er auf der Südbreusen, nicht zur Ererung des Grotesken, sondern weil er Befreiung von dem Drang innerer Ereignisse sucht. Er aus Studienblätter und Aquarele in aus Neu-Guinea sind fast naturistisch, seine Kunst wird beruhigter. „Der Herrscher“ weckt Erinnerungen an Rembrandts Saul, die abgeglagerten Körper sind Selbstentfaltung von graufiger Vordrängnis, sein Spiel mit dem Schrecklichen. In einem Landschaftsbild kehrt er fast zu dem Anfang seines Schaffens zurück, mit der „Beweinung“, die einen in den Leidtragenden aufsteht, den Christus zeigt, zu den religiösen Gemälden. „Mutter und Kind“ ist der fast vollkommene Ausdruck geungener Strebens, das Jre anderstingen zweier Empfindungen wiederzugeben: ein Bild, das mehr ist, als der Künstler wollen konnte.

Das Gemälde von Kolbes Schaffen ist der Eindruck lebendiger Kunst, die die überwinden haben wollen, die aber nie überwinden wird. Lebendig ist das Spiel der Kinder; wie Erwachsene können nicht mehr spielen. Was wir brauchen, doppelt brauchen in der Not der Zeit, finden wir in der Kunst, die wie bei Kolbe etwas in sich geschlossen ist.

Prof. Sauerlandt hatte geendet und verließ ruhiggehend das Rednerpult. Noch verharren die Zuhörer regungslos unter dem Eindruck der gewaltigen, eben empfangenen Impressionen — dann erscholl Stimmungserschall hart der Weifall.

Als man durch den kühl-seuchten Herbstnebel durch die Nacht nach Hause ging, sah man aus ihm allenfalls die Nordischen Gestalten hervortreten, die ihm vor kurzem auf der Steinwand erblickt hatte. Die Rede war, hätte sie meistens farblos wiedergegeben, und wo sie bunt waren, zeigte ihnen die Kraft und das Leben der Originale, wies sie transparent. Und doch waren die Einbrüche so hart, daß man die Bilder nicht vergaß. C. H. Barnick.

Literatur.

Eda von Bonin: „Die Versuchungen des Herzens“, Roman. Landhausverlag/Jena.

Es ist die Geschichte eines Herzens, das den Versuch eines anderen Herzens nicht überwinden kann. Es ist die Geschichte des Michael Karin, dessen junge Frau Adriane stirbt, noch ehe das Glück, das diesen beiden Menschen gehören sollte, sich in der Wirklichkeit erfüllt hat. Sie stirbt, und da legimien für Michael die „Versuchungen des Herzens“. Das Leben versucht dieses Herz in jeder Form: Zur Freude an der Arbeit, zum Glück einer zweiten Ehe, es igniert ihn Anter, es bringt ihn den reichsten Erbig al seiner Verbredungen, eine warme, schöne Herzensfreundschaft berührt seinen Weg, zuletzt führt es ihn eine entzündende Gelerte zu, mit der Michael für einen Augenblick die stärksten Versuchung zum Lebenswollen: fast erledigt. Da schüttelte er auch diese letzte und größte Versuchung zum Lebenswollen fast erledigt. Da schüttelte er auch diese letzte und größte Versuchung zum Leben: den Sinn: den Sinn der Treue an h'ren wollte. Er weiß, daß sein Herz den Augenblick nie überschritten hat, den Augenblick, als Adriane von ihm ging. Von seinem Herzen gleiten alle Versuchungen herüber, und er folgt dem anderen Herzen in den Tod. Die „Versuchungen des Herzens“ gehören zu jenen Büchern, die in dieser Konzentration vielleicht einmal im Leben eines Menschen geschrieben werden und deshalb anders gelesen werden müssen als das übliche nur „schöne“ Buch, das uns heute begegnet und auch morgen wieder begegnen kann.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63,
Fernruf 4520 u. 1630.

Eigentlich ganz ohne Veranlassung: es war eben nur ein Verlegen der Kräfte, und es war nicht leicht, das Bewußtsein wieder zu wecken. Nun wurde auf Annalies untunlich, und in ihre Augen trat wieder der Ausdruck geheimer Angst, den sie von Wien mitgebracht hatte. Nun forschte sie in Wieners und Gesichtern, sie wurde mißtraulich, und es war für alle schwer, die frohe Garmelzeit und Jurechheit vorzutauschen, die nun notwendig war. Die Baronin mit ihrer gleichmäßig fräulichen Güte fand sich damit noch am besten ab. Am schlimmsten erging es Gustf, der an der Täuschung und an der Gewißheit des nahen Verlustes gleich schwer trug. Er wurde blaß und sah übermäßig aus, und Franz hatte viel Mühe, ihn aufzurichten.

„Ich traug's ja“, sagte Gustf dann wohl, „aber es geht fast über die Kraft, heiter und unbesorgen zu scheinen, wenn das Herz einem brechen will.“

Zwischenein kamen auch Tage der Ruhe, in denen es beherger ging, und an solch einem Tage sprach Annalie von der Zukunft.

„Ich möchte Dich um etwas bitten, Liebster. Nicht für den Augenblick, aber für später, wenn ich ganz gesund geworden... und wenn ich Deine Frau bin.“ Sie hatte absichtlich mit Worten gesprochen, in denen etwas Lauredens lag. Was für ein Gesicht er wohl machte, wenn sie vom Gewußtsein sprach und von dem, was dann sein sollte.

Gustf hielt sich tap' er.

„Das wird sehr bad sein, hoff' ich“, sagte er schnell, aber er konnte doch nicht hindern, daß der Schmerz in seiner Stimme leise mitschwang. Nun gab es nur, schnell darüber fortzukommen. „Und nur bin ich wirklich neugierig, zu hören, was Dir an Herzen liegt.“

„Es ist etwas sehr Großes, und es ist viel Güte notwendig, um meine Eite zu erfüllen. Ich habe zwei Schwemern, Sie, sie ist die älteste. Sie hat einen Keantant lieb, der bei den Göttern steht; aber er hat auch nicht viel über das biff Gage. Sie, sie ist nun schon fünfundsamzig, und wenn sie warten muß, bis er sie he'alen kann, — dent' nur, wie all sie dann sein wird. Und dann die Thya, mein liebe, süße Thya! So ein goldener Mensch und so ein sonnenrotes Herz! Und muß nun immer unter fremden Leuten sein. Sa kann halt nicht viel, weil wir Mädchen nichts Rechtes lernen. Glaubden und lachen — das geht noch an besten; darn ein bißel Reiten, ein bißel Tennis und ein bißel Musik. Da muß sie froh sein, wenn man sie wo haben will und das Lachen, dent' ich, wird sie dabei schnell verlieren. Und wenn sie erst einmal älter sein wird und ganz allein — ich muß daran gar nicht denken.“ Die Tränen kamen ihr und sie preßte ihr Spöthücheln gegen die Augen und den Mund.

Gustf hatte tiefstes Mitleid mit ihr, und es gab nichts, was er ihr jetzt nicht versprochen hätte. Zugleich stieg wieder der Groll gegen den Vater in ihm auf: Offentlich! Wenn das auch nur annähernd nach seinem Wert bezahlt worden wäre, dann würden die Mädchen verlorzt gewesen sein und Annalie hätte nicht notwendig gehabt, sich in ihren letzten Tagen noch um sie zu ängstigen und für sie zu bitten. Nun hatte er nur das Bestreben, ihr über die Sorge fortzuhelfen.

„Mach' Dir keine Gedanken darum, Lieblich. Wir werden da schon helfen, wir zwei — gelt?“ Und dann schloß ihm ein Einfall durch den Sinn; eine fremdliche Idee, die ihm im Augenblick ganz glücklich machte. „Wenn das überhaupt noch notwendig sein wird. Mein Vater hat mir gesagt, daß die Verredung über Offstien noch nicht abgeschlossen ist, und es sei möglich, daß da für Deine Schwemern was heraus-



omme. Hunderttausend oder auch mehr, ich weiß nicht genau —

Sie griff erregt nach seinem Arm und sah ihn mit glänzenden Augen an.
„Aber ist das denn möglich? Dein Vater hat Dofflein doch gelaußt?“

„Ich verstehe nichts von solchen Geschäften und kann darüber nichts sagen. Nur die Tatsache.“

Sie sank erschöpft zurück, während ihre Augen glänzend an ihm hingen.

„Mein Gott, wenn das wäre! Meine Stiefle. Meine Ahnen! Lieber, lieber Gott, wenn das wäre!“

Nun legte er sich in tiefer Bewegung über sie.

„Es wird sein, es wird ganz gewiß sein!“ Und er nahm sich vor, den Mädchen irgendetwas zu helfen. Vielleicht sprach er wirklich mit dem Vater darüber — die Auseinandersetzung blieb ja doch nicht aus, und er hatte immerhin gute Trümpfe in der Hand.

„Ich hab' Dich so lieb!“ sagte sie innig, während sie die Arme um seinen Nacken schlang. „Und ich will immer nur daran denken, wie ich Dir danken kann.“

Noch drei Tage gingen so hin, dann hatte das Körperlein seine letzte Kräfte ausgegeben. Als die Seele hielt alle Hoffnung und allen Glauben fest und blieb voll Sonne bis zum letzten Behaufen.

Der Baron war am Tage vorher angekommen. Die Baronin hatte ihn gerufen, weil sie vermutete, daß sie ihn nötig haben würde.

„Ich bin müde,“ sagte Annaliese, die ihren Liegestuhl nicht mit dem Bett hatte verlagern wollen. „So eine süße Müdigkeit. Als wäre nun alles gut und ich müßte mich ganz gesund schlafen. Gib mir Deine Hand, Gusti. Weißt Du, daß Du gar nicht froh aussehst? Mir ist so wohl und leicht. Nur ein bißel schlafen —“ Dann sah sie den Baron an, der halb abgewendet stand und gegen seine Bewegung anstämpfte.

„Nicht Junko, wenn Du mir etwas recht Liebes tun willst?“

Der Baron rief sich zusammen und beugte sich über sie.

„Alles, mein Kind, was Du willst!“ Seine Lippen zuden und er hatte seine Stimme nicht recht in der Gewalt.

„Ich hör' Dich so gerne spielen. Herr Wiegal hat doch eine Geige. Wenn Du spielen wolltest — etwas recht Süßes, zum Einschlafen...“

„Ja —“

Der Baron ging, und Annaliese horchte mit Anstrengung hinaus. Da klingelte die erste Töne der Krämerin von Schumann herein, und nun ging ein Mädchen des Stücks über ihr Gesicht. Sie lag ganz still, den Blick verloren auf Gusti gerichtet. Dann sanken ihr langsam die Lider herab...

Ein Schrei: „Annaliese!“ Gusti warf sich über sie hin und ein mildes Schluchzen brach aus ihm hervor.

Das Spiel brach mit einer harten Dissonanz ab und der Baron kam herein. Die Baronin warf sich an seine Brust.

„Nun haben wir sie hingeben müssen!“

„Sie ist im Glück gegangen! So, denk ich mir, nimmt Gott die Menschen zu sich, die auf Erden schon Engel waren...“

Kontinuation folgt.

Herbstabend auf dem Lande.

Von
Hedwig Kallau.

(Nachdruck verboten).

Ein klarer, warmer Herbsttag geht zu Ende. Die sintende Sonne steht hinter einer dunklen, purpurrot gefärbten Wolkenschicht, aus der wie von einer gewaltigen Hand die Speichen eines Riesenstammes emporstrahlen und den Westwind überstrahlen. Der Pfleger zieht die Leine an, und die wühlende Pflugschar rastet; der Siemann hört auf zu schreien; auf dem Kartoffelfelde ruhen die fahrenden Säden; der Abendwind zieht die Ähren ein, und die dunklen Tannenwälder stehen schweigend — Die ganze Welt ist anhänglichen Stämmen hingegeben.

Das Wolk' sinkt tiefer hinab, und das Bild wandelt sich.

Die Götterburg Wolk'ha mit ihren goldenen Säulen, Säulen und Säulen scheint den Menschen ihre lächelnde Tore weit aufzutun.

Nun tritt die himmlische Zauberkünstlerin unter der Wolke hervor und senket ihrer geliebten Erde den Abschiedsgruß. Da erglänzen die gelben und roten Blätter der Pappeln in letzter Lebensfreude; die kleinen des Waldes tanzen entzündet im erneuten Strahlenhimmel, und unter im Dorfe erwachen in hundert blühende Fensteranlagen die letzten Gränge der schwebenden Altmutter. Der Turm hahn redet den Hals und sieht der Himmelswinden wehmützlich nach. Der Küster rapfelt sich auf und macht sich an die Glockenstange, und nun hallt der Feierabendchor der schwingenden Turmhänger weit über Wald und Feld, über Höhen und Gründe.

Erstochen fährt der Abend empor, der unter schattigen Wäldchen den Tag verschleiert hat. Aus dem Westen tritt er daher und wandelt leisen Schritts ins Dorf, umflattert die entschlummerten Gärten und schüttet seinen dunklen Mantel auch über das Feld.

Da halten die rastlosen Hände inne mit ihrem Tagewerk. Die Frauen eilen ins Dorf, um ihre eide, que ende, brüllende Mäuler und wäuler zu stopfen. Die Männer heben die mit frischen Erbsfrüchten gefüllten Säde auf Wagen, die, bald vollbeladen und nun abgehend und marodierend, von schwer stampfenden Zugtieren durch die weichen Karosf oder abgeschleift werden. Der Pfleger streift die Stränge vom Pflugscharren und führt die müden Tiere heimwärts. Der Siemann schlägt die leeren Säde über die Schulter und schreit frohlockend dem Dorfe zu. Die Kinder tragen die trockenen Kartoffelentente zuhause, und nun glücken auf allen Feldern die Herbstkornen des Dampfes des Dantes zu den glühigen Gewitter des Himmels empor.

Die nun hinter den Wäldern verjuncte göttliche Zürlingerin kann ihrer Liebe nicht genug tun. Sie beauftragt die Abendwandler des Himmels, das lustige Wäldchen der leicht dahinjagenden Wolken, der Erde ihre ersten feurigen Küsse zu überbringen, und noch einmal glücken Dorf und Feld und Wald, Berg und Tal auf in den letzten Zudungen des Herbstes Tages.

Ein leiser Dunst schimmelt um die Köpfe der Wälder. Die Wälder haben ein kaltes, weiches Nebelkleid um sich geschlagen, in das sich auch wie verschämte Jungfrauen die Wälder am Saße hüllen. Vernehmlicher bringen die Stimmen des Wassers in die Stille, leise lagend, wie das Schluchzen eines vertrieben Kindes. Von den Wäldern am Wege sinkt Blau um Blau, sinkt in den Sand, um Staub zu werden. Und aus der Tiefe des Bewußtseins dringt ein Mahnruf: Auch du wirst einst sinken und dem Staub zugestellt werden.

Aber da nimmt das Dorf sich auf, und die freudigen Stimmen des Lebens umfliegen mich. Durch die Häuser huschen Lichter, und auf allen Herden kiffeln und prasseln verheißungsvolle Feuer. Aus den Ställen bringt das Geräusch zufriedener schmausender Tiere. Die Saufräule bringt düstige dampfende Kartoffeln auf den Tisch, und die hungrige Schar ist beim Essen nicht minder emsig als bei der Arbeit.

Wie Briefmarken gefälscht werden.

Von
Emil Gerold - Mühlhausen.

Briefmarken sind heute mehr wert als Banknoten. Kein Wunder, daß sich Kriegs- und Revolutionsgewinnler auf die Marken gestürzt haben, die durch die Valutenschwankungen im Ausland nichts von ihrem Wert verlieren. Ihnen ist die Briefmarke nicht fremde am schönen Bild — oder historisches Dokument — sie ist ihnen Geld, das man auf bequeme Art ins Ausland schicken kann, ohne daß man dabei Verluste erleidet. Briefkäufe sind in den letzten Jahren gemacht worden, und die deutschen Markenblätter sind fast völlig „ausverkauft“.

Die harte Nachfrage, besonders nach hochwertigen Marken hat auch eine rasende Preissteigerung mit sich gebracht. Kein Wunder, wenn sich die Fälschung mehr denn je auf dies Ge-

biet geworfen hat; sie ist sehr rentabel, und sie ist heute leicht anzubringen. So gar der Kenner hat alle Mühe, sich vor Schaden zu bewahren. Der moderne Markenfälscher fällt sicher auf den plumpsten Schwindeln herein.

Ein Fingerring voll Kaffee, 2 Tropfen Himbeerjast, und eine Menge voll Schmelzwasserstoffgas, vielleicht noch ein Stübchen Sonnenöl, und die schönste Fälscherwerkstatt ist fertig. Schon mit diesen billigen und primitiven Mitteln kann ein Fälscher God aus Papier machen. Auf die einfachste Weise der Welt wird die Baden 1 Kreuzer Marke; die 5 Mark Marke, in die um 80 Mark teure 1 Kreuzer dramatisch umgewandelt, indem man sie mit — Kaffee überpinselt. Etwas komplizierter, aber immerhin noch mit den einfachsten Mitteln möglich ist die Hurn- und Taxismarke. Die österreichische braune Marke wird im Sonnenlicht zur gelben Markturmarke. Die Tallyho des Sonnenlichtes bemerkt der Fälscher heute mit — 645 Mark.

Ein beliebter Weg der Fälschung ist, die fast wertlosen Ausschnitte aus Postarten in Briefmarken umzuwandeln. Die Fälscher haben die Marken Ausschnitte so lange ab, bis diese so dünn werden wie Papier, und zählen denn die so erhaltenen Marken. Das hat man früher besonders gern mit der 12 Kronen Hia Bayern getan, die Fälschung ist aber so betam, daß ein Kenner nicht mehr hineinfallt. So kostet Hamburg 4 Schilling, blaue grün gefärbt 10 Mark, gefälschten aber 5,50 Mark. Die Markenblätter, die der gefälschte Marke die Fälscher zeigen, sind aber nicht recht auf ihre Kosten gekommen, denn Kenner wissen, daß die abgetrennten Marken mit einem anderen Stempel entwertet wurden als die gefälschten.

Sehr gern wird die heute auf 400 Mark gemerzte Bayern 1 Kreuzer schwarz gefälscht. Die 1 Krone gelb, die verhältnismäßig billig ist, wird im Laufe der Jahre durch den Einfluß von Licht und Luft etwas gedunkelt. Das hat einen Raffinieren auf den Gedanken gebracht, diesen gelben Prozeß durch Schmelzwasserstoffgas zu beschleunigen und zu vollenden. Die gelbe Farbe wird dadurch vollständig grau-schwarz und im Farbenton der älteren Marke gleich. Freilich, die Zeichnung der Marke wird durch diese chemische Reaktion nicht geändert. Die echte Marke hat die Kistenzeichnung in einem Rechteck, die gefälschte in einem Kreis. Im allgemeinen ist die Zeichnung aber so ähnlich, daß eine Verwechslung bei oberflächlicher Betrachtung leicht möglich ist.

Die Kenntnis der Farbechemie ist auch zu einer Reihe von anderen Fälschungen benutzt worden. So hat man vor einigen Jahren eine ganz raffinierte Fälschung des Bafeler Ländchens entdeckt. Von dieser seltenen Marke, die heute 2500 Mark kostet, tauchten plötzlich unverhältnismäßig viele auf, und zwar durchwegs Stücke in postfälscher Erhaltung. Man ging der Sache nach und erinnerte sich, daß einige Zeit vorher auf einer Marienausstellung ein ganzer Bogen eines Probebruchs der Bafeler Ländchen ausgestellt war. Diese Probebrüche waren aber zum Unterschied von den eigentlichen Marken grün gemalt und nicht blau wie die Originalen. Diese Probebrüche waren nach Italien verkauft worden und dort hatte man durch chemische Behandlung das grüne Blau in den Reder, er in blaues verandelt. Für diese Uebung bereiteten die Fälscher das höchste Stimmchen von 2400 Mark.

Um sich aber vor Fälschungen zu schützen haben die Postverwaltungen zuerst Seidenfäden, später Wasserzeichen in das Markenpapier einarbeiten lassen. Das hat die Fälscher jedoch nicht abgeschreckt. Sie haben ihre Fälschstoffe einfach auf das ungedruckte Randpapier gedruckt, so bei den russischen Kulemarken; auch die ersten großen Privatregenten-Marken boten in ihren höheren Werten genügend großes Randpapier für Fälscher.

Die Möglichkeit, Marken zu fälschen ist außerordentlich groß. Man hat Seltenheiten geschaffen, indem man bei alten Marken die Wälder ausschneidet und verkehrt in eine andere Marke einsetzt. Man hat aus deutschen alten Marken den Wälder mit dem großen Brustschild ausgeschnitten und auf die spanischen, aber weniger wertvollen Marken mit dem kleinen Brustschild aufgesetzt. Man hat aus den gewöhnlichen Hannovermarken die viel teureren mit rotem Gummi hergestellt, indem man den gewöhnlichen Gummi mit Himbeerjast anstrich, man hat mit Pinzel und Farbe wertvolle Marken geschaffen,

hat die Wälder der auf den Marken abgebildeten Herrscher zu Vollbüren gemacht oder hat durch ein paar übermalte Striche aus der Württemberg 6 Kreuzer die 18 Kreuzer geschaffen und dadurch am Stück 270 Mark verdient. Sehr häufig werden die Aufdrucke — bei den alten Marken sind in der Regel gefälschte Marken — mehr wert als ungepöbelte — die Stempel gefälscht. Man liest die oft zu verbrauchten Marken auf ein blaues altes Papier, das es sehr ungetragen erweist, und stampelt die Marke mit einem gefälschten Stempel. Eine der berühmtesten Fälschungen ist die der badischen Landpost-Portomarken zu 12 Kronen. Die kostet getempelt 2500 Mark, ungepöbelt nur ein paar Pfennige. Eines Tages erhielt ein bekannter Markenkenner eine solche Marke auf Brief gepöbelt vorgelegt. Das Ruwert machte einen durchaus echten Eindruck: Es trug verschiedene amtliche Kreisstrichzeichnungen und Zahlen, und schien ganz ordnungsgemäß gebraucht zu sein. Bei genauer Prüfung des Stempels kam der Fachmann jedoch Zweifel und forschte der Herkunft des Briefes nach. Er ließ in den Wäldern der Behörde nachschlagen und fand, daß die Registraturzeichen nicht mit denen der Behörde übereinstimmen. So wurde die Stempelfälschung aufgedeckt.

Die modernen Markenfälscher sind geschicklicher. Sie fälschen nicht mehr einzelne Exemplare, sondern gleich ganze Wälder, indem sie echte Marken mit Phantasieaufdrucke versehen. So die Oesterreichische mit den Troler Wälder und sie zu Phantasiepreisen an die verkaufen, die nicht alle werden.

Die Kunst Emil Noldes.

Halle, 9. Oktober.

Der Vortragsabend von Prof. Dr. Max Sauerlandt war für Halle ein Ereignis. Die künstlerisch und geistlich interessierte Welt unserer Vaterstadt sah das kleine, intime Konvokell in der Moritzburg bis zum letzten Platz, nicht zu vergessen die jugendlichen Modeprofessionisten, die man im Sphou-Vortrag genau so trifft wie in den Haas-Verloren Spielen, in jeder Kunstausstellung des hallischen Kunstkreises wie in der Schmidt-Rottluff-Ausstellung — leider. Auch Geheimrat Prof. Dr. Waeobold war anwesend, um uns seinen Bericht doppelt fahbar in die Erinnerung zurückzurufen.

Prof. Sauerlandt sprach schlicht, einfach, verzichtete auf jedes prunkende Wort. Gerade durch diese Schlichtheit und Sachlichkeit wirkte er, überzeugte er. Jedem Zuhörer ward der Abend zum Erlebnis, denn was der Mann am Vortragspult erzählte, war sein Erlebnis — Noldes, seines Noldes, ist den er gelangt hat, den er als einer der ersten mit durchgeleht hat. Nicht Sentenzen veranlaßte ihn, aber Noldes zu sprechen, wie man's anderer getan hätte; kein Wort über die Konflikte, die der ehemalige Museumsdirektor mit den Stadtratsordnungen ausgefochten, kein Wort über die Streit mit Noldes, kein Wort des Stolzes. Er sprach über Noldes, weil dieser beiden, ihm und den Hallensern bekannt ist, weil er Erinnerungen wachruft an jene vergangenen Vortragsabende in Kunstvereinen über Paula Becker-Wiederjohn und Hodler, an die Ausstellungen Schmidt-Rottluffs und Haeckels. All diese Künstler haben einen Gesamtumschwung in der künstlerischen Auffassung unserer Zeit hervorgerufen; ich sehe heute außerhalb des Gagefreites — auch Noldes. Prof. Sauerlandt bedauert dies; denn die Jugendzeit, die Zeit des Kampfes spannt die Straße doppelt an. Er glaubt, daß mancher dieser Künstler sich zurückzieht nach den Jahren des Ringens. Und doch war es nicht verlorene Mühe, noch einmal über einen von ihnen zu sprechen, vielleicht den größten unter ihnen; denn noch sind sie alle, ist auch Noldes nicht allgemein anerkannt.

Emil Noldes — zwischen den irdischen Elementen wie Haeckel, Ritzner, Otto Müller der dramatische Künstler — ist ein Bauerjunge, dem harten Stamm der Nordhessensprossen. Die ersten Schritte ins Leben tat der seinen Weg schreitende, noch künstlerisch Gebundene als Schüler der Holzschmittschule zu Hensburg, als Lehrer der Gewerkschule in St. Gallen, als Mitarbeiter in Frankfurt. Als er jedoch den Lehrerberuf hinter sich wirft, ist er gleich ein Sonderer, ein Eigenartiger. Das Bild „Selbst“, das jener Zeit